

Meine Zeit als Pfarrer in der DDR

Meine Schul- und Ausbildungszeit

Ich bin als Kind eines Kantors am 13.07.1942 in Thalheim, im Erzgebirge, zur Welt gekommen. Als ich 13 Jahre alt war, hat mein Vater seine Dienststelle gewechselt und wir sind als Familie an den neuen Dienstort nach Hartha im Kreis Döbeln gezogen. Dort kam ich in die Stalinschule, eine Schule der Stalin-Ära in der damaligen DDR, in der alle Schüler "Junge Pioniere" waren. Jedenfalls bis zu dem Tag, an dem ich in diese Schule kam. Als ich im Schulflur vor der mir zugewiesenen neuen Klasse stand fragte mich ein Schüler, ob ich Pionier bin. Bei meiner Verneinung entfernte er das Schild „Pionierklasse“ von der Tür, lief in die Klasse und teilte den anderen mit, dass sie ab sofort keine "Pionierklasse" mehr wären. Das Gejohle in der Klasse war deutlich zu vernehmen.

Unser Mathelehrer, der zugleich auch unser Klassenlehrer war, sprach mit meinem Vater um ihn zu bewegen, dass ich in die Pionierorganisation eintreten sollte. Mein Vater wollte dies nicht und ließ sich auch nicht dazu überreden.

Unser Geschichtslehrer war ein übler Lehrer, denn er hat es mich immer spüren lassen, dass ich kein Pionier war. Wenn im Sommer die Fenster geöffnet waren und das Mittagsgeläut erklang, sagte er zu mir, dass nun meine Stunde kommt und ich bekam irgendeine Arbeit aufgetragen.

1956 beendete ich die Schule mit der 8. Klasse. Das Jahr zuvor war in den Schulen der damaligen DDR die Mittelschule eingeführt worden. Der Besuch dieser war aber, genauso wie der Zugang zur Oberschule, nur mit einer Delegation durch die Grundschule möglich. Ich bekam natürlich als Nichtmitglied in der Pionierorganisation, wie auch später alle meine Geschwister keine entsprechende Empfehlung zu einer höheren Schule. So hat keiner meiner Geschwister auf dem sonst üblichen Weg eine höhere Schulbildung erlangt.

Ich wurde also nach der 8. Klasse aus der Schule entlassen und habe in Geringswalde den Beruf eines Werkzeugmachers erlernt. Im selben Jahr habe ich in der Volkshochschule in Hartha mit dem Lernen an der Abendoberschule begonnen. Dort wurde ich teilweise von denselben Lehrern wie in der Grundschule unterrichtet.

Aufgrund der doppelten Belastung von Ausbildung und Abendoberschule erlebte ich meine Jugend nur so ein Stück nebenher. Im Sommer stand ich früh um 6:00 Uhr auf und fuhr mit dem Fahrrad meiner Mutter ca. 10 km nach Geringswalde zur Arbeit. Um 16:30 endete die Arbeit und um 17:00 Uhr begann der Unterricht an der Abendoberschule in Hartha, der dreimal in der Woche bis 22:00 Uhr dauerte. Die Wochenstundenarbeitszeit betrug in dieser Zeit noch 48 Stunden. An meinen beiden freien Abenden erwartete mein Vater von mir Aktivität im Kirchen- und im Posaunenchor. Das war mein Alltag in dieser Zeit. Nach einem weiteren Dienstwechsel meines Vaters zogen wir 1959 nach Hainichen und ich wechselte an die Abendoberschule in der Nachbarstadt Frankenberg.

Wie ich schließlich Pfarrer geworden bin

Mein damaliger Berufswunsch war Diplomingenieur für Maschinenbau zu studieren. Also habe ich mich in Karl-Marx-Stadt an der Technischen Hochschule beworben und auch die Aufnahmeprüfung absolviert.

Es war sehr kurios, beim Aufnahmegespräch saßen mir fünf bis sechs Personen gegenüber. Die fachlichen Fragen waren kein Problem für mich, aber dann kam die Frage, in welchen gesellschaftlichen Organisationen ich verankert wäre. Ich habe gesagt, dass ich im Deutschen Turn- und Sportbund organisiert wäre und aktiv Fußball spiele. Das wurde jedoch nicht als ausreichendes gesellschaftliches Engagement akzeptiert, zumal ich nicht Mitglied der FDJ (Freien Deutschen Jugend) war, sondern nur auf eine Mitgliedschaft im FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund), verweisen konnte, die vom Betrieb gefordert wurde.

Ich benötigte für die Aufnahme des Studiums eine Delegation vom Betrieb, die mir aber, sicher wegen meines nach der Meinung der Verantwortlichen mangelnden gesellschaftlichen Engagements, vom Betrieb verwehrt wurde.

Im nächsten Jahr habe ich mich erneut beworben und wurde wieder zur Aufnahmeprüfung eingeladen. Die Prüfungsgespräche verliefen ähnlich wie im Vorjahr. Einige der Prüfer sagten mir, dass ich sofort mit dem Studium beginnen könnte, wenn ich endlich die Delegation des Betriebes beibringen würde. Das war aber aus dem bereits genannten Grund nicht möglich.

In Hainichen gab es die Barkaswerke (Kleintransporter Herstellung) und mein Vater kannte durch den Kirchenchor den Werkmeister, der ihm sagte, dass man mich als Werkzeugmacher dort gut gebrauchen könnte. Kurze Zeit später sagte er aber meinem Vater, dass ich nicht eingestellt werden könnte.

Er hat mir dann Arbeit in einem Privatbetrieb (die großen Betriebe waren alle Volkseigene Betriebe - VEB) vermittelt. Der Eigentümer wurde dann aber wegen Steuerhinterziehung inhaftiert.

Der kleine Privatbetrieb war technisch sehr gut ausgerüstet und wurde nach der Inhaftierung des Eigentümers vom VEB Barkaswerke in Treuhandenschaft übernommen und als Versuchswerkstatt weitergeführt.

Ich ging erneut mit der Bitte um eine Delegation zum Studium zum Kaderleiter (Personalchef) der Barkaswerke, der zugleich der Parteisekretär war.

Er sagte mir, dass man es sich überlegen müsste, weil ich gesellschaftlich nicht ausreichend organisiert bin. Als ich ein weiteres Mal zum Kaderleiter ging, legte er mir einen Zettel vor und sagte, dass ich ihn unterschreiben sollte, dann würde er auch die Delegation unterschreiben. Es war ein Aufnahmeantrag in die SED. Unter diesem Preis hätte ich studieren können. Ich war sauer und bin gegangen, weil die Mitgliedschaft in dieser Partei für mich nicht in Frage kam.

Ich ging zu unseren jungen Pfarrer in Hainichen, mit dem ich befreundet war und schilderte ihm den Vorfall. Seine Antwort auf meine Geschichte war, dass er sagte, "Wenn der Staat Dich nicht braucht, die Kirche braucht Dich!". Ich sagte dann zu ihm, dass ich mir vorstellen könnte, wie mein Vater Kantor zu werden. Damit war er aber nicht einverstanden und schlug mir die Möglichkeit Pfarrer zu werden vor.

Damit war eine Entscheidung gefällt. Unser Pfarrer rief sofort an der Karl-Marx-Universität in Leipzig an, deren Dekan er kannte. Es war noch ein Studienplatz frei und ich musste sofort reagieren, um ihn zu erhalten. Insgesamt gab es an der Karl-Marx-Universität nur 30 Studienplätze für Theologie pro Jahr. Am nächsten Tag bin ich gleich nach Leipzig gefahren und habe den Antrag für das Theologiestudium abgegeben. Doch dann geschah etwas Kurioses.

Es war Anfang Juli 1961, und ich bekam mit der Post zwei große Briefumschläge. Der eine war von der Technischen Hochschule in Karl-Marx-Stadt und der andere von der Karl-Marx-Universität in Leipzig. In beiden Umschlägen befand sich eine Zulassung zum Studium. Ich hatte mich nun aber schon für das Theologiestudium entschieden. Die Zulassung für das Studium in Karl-Marx-Stadt kam zu spät. Ich habe sie mit einem netten Begleitschreiben zurück geschickt.

In den folgenden Tagen bin ich zu meinem Kaderleiter gefahren und habe gekündigt. Er sagte zu mir, dass er schon gehört hatte, dass ich mit dem Studium im September anfangen werde. Auf seine Nachfrage, was ich studieren würde, antwortete ich, dass ich in Leipzig Theologie studieren würde. Da schlug er mir auf die Schulter und sagte: „Großartig, Technologen brauchen wir jede Menge!“ Ich habe es dabei belassen und ihn nicht korrigiert.

Bis heute ist es mir unerklärlich, warum ich doch noch eine Zusage für das Ingenieursstudium in Karl-Marx-Stadt erhalten hatte, obwohl ich keine Delegation vorweisen konnte.

Erlebnisse beim Bau der Berliner Mauer

Im Sommer 1961 hatte der junge Pfarrer, der mich zum Studium animiert hatte, eine Spielfahrt durch die DDR organisiert. Wir hatten ein Laienspiel einstudiert und sind mit unseren Motorrädern von Gemeinde zu Gemeinde der DDR gezogen. Der erste Termin war in Calau, einem Ort vor Berlin. Am zweiten Tag hätten wir in Berlin sein sollen. Zwei Tage bevor die Fahrt los ging ist unser Pfarrer zum Kreispolizeiamt Hainichen bestellt worden. Dort wurde ihm mitgeteilt, dass wir Berlin meiden sollten, wir haben aber nicht erfahren warum.

Von Calau sind wir dann am 12.08.1961 in Richtung Berlin gefahren und dort an einer Sperre aufgehalten worden. Es durften nur Bürger nach Berlin hinein, die dort wohnten.

Wir waren bereits erwartet worden und ein Polizist sagte uns, dass wir nur noch eine halbe Stunde Zeit hätten, um nach Berlin hinein zu kommen, danach würden alle Zufahrten gesperrt. Er hat uns dann über Feldwege nach Berlin geleitet. Am 13.08.1961 nach einer Nacht im Gemeindehaus weckte uns der Pfarrer und sagte uns, dass Berlin abgeriegelt wird. Wir sind dann mit der S-Bahn bis zum Alexanderplatz gefahren, weiter durften wir nicht fahren. Von dort sind wir bis zum Brandenburger Tor gelaufen. Ich werde nie vergessen, was ich sah. Es war wie im Krieg. Rechts und links sah ich die Mannschaftswagen, Kampfgruppen der SED und Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR.

In den Seitenstraßen standen die Panzer mit laufenden Motoren. Wir hörten immer wieder die Lautsprecherdurchsage: „Bürger verlassen sie dieses Gebiet.“ Es kamen aber immer wieder viele Menschen zum Brandenburger Tor um zu sehen, was vor sich ging.

Dann standen wir unmittelbar vor den Kampfgruppen, die mit dem Rücken zum „Klassenfeind“ standen und uns gegenüber mit ihren Gewehren. Es war eine ganz unangenehme Stimmung. Als dann die Menschen zurückgedrängt und Stacheldraht ausgelegt wurde, sind wir vom Brandenburger Tor weggegangen. Das war für mich der Punkt, an dem ich das Wort „Antifaschistischer Schutzwall“, keineswegs passend fand.

Studienzeit

Im Herbst 1961 begann ich dann mit dem Theologiestudium. Das Studium selbst war ein reines Wissenschaftsstudium an einer staatlichen Universität der DDR. Um es absolvieren zu können, musste man nicht unbedingt Mitglied einer Kirche sein.

Während des Studiums lernten wir u.a. Altsprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch), hatten Vorlesungen und Seminare in Kirchen- und Dogmengeschichte, Geschichte des Volkes Israel, zum Neuen und Alten Testament (Originale in griechisch bzw. hebräisch), Homiletik (Lehre der Predigt), Katechetik (Christenlehre), in der systematischen Theologie Dogmatik. Wir hatten Vorlesungen in Philosophie, und auch in Marxismus/Leninismus, wir studierten ja schließlich an einer staatlichen Uni der DDR. Hauptgrundlage aber waren die theologischen Fächer.

Die ersten zwei Jahre waren am schwierigsten aber als wir die Sprachkurse überstanden hatten, war das Studium sehr angenehm.

Ich bekam ein staatliches Stipendium in Höhe von 120 DDR Mark, mehr erhielt ich nicht, weil ich kein Arbeiter- oder Bauernkind war. Wir haben uns immer gewundert, weshalb zwei unserer Kommilitonen immer eine Menge Geld hatten. Erst nach 1990, als die Akten der Staatssicherheit der DDR einzusehen waren, war uns der Grund dafür klar. Es waren Studenten, die im Auftrag der Staatssicherheit und der SED zusammen mit uns Theologie studierten.

Einer wurde dann auch in den kirchlichen Dienst übernommen und von der Staatssicherheit so gesteuert, dass er oft beim Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf war. Gleichzeitig war er bei der Staatssicherheit (als Spitzel) aktiv. Seine Tätigkeit bei der Staatssicherheit wurde erst nach 1990 aufgedeckt.

Nachdem das Wissenschaftsstudium absolviert war, hatte man die Möglichkeit, sich für den kirchlichen Dienst zu bewerben. Als Sachse habe ich mich in Dresden bei der Landeskirche beworben und wurde ins Lehrvikariat (Vorbereitungsdienst) übernommen. Alle Lehrvikare wurden einem erfahrenen Pfarrer zugeteilt und wirkten dort unter dessen Leitung. Ich wurde einem Pfarrer in Neustadt in Sachsen zugewiesen. Ihm verdanke ich unheimlich viel. Ich war dort ein halbes Jahr in die Familie des Pfarrers integriert und habe das Leben und Wirken in einer Gemeinde von der Pike auf gelernt. Jeden Monat erhielt ich eine andere Schwerpunktaufgabe. So war ich einen Monat in der

Verwaltung tätig, wurde in die Arbeit mit den Gemeindegruppen einbezogen, und durfte bei der Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten, Trauungen, Taufen und Beerdigungen mitwirken.

Nach diesem halben Jahr hatte ich noch eine weitere kirchliche Ausbildung zu absolvieren, das sogenannte Predigerseminar, das ich in Lückendorf verbrachte. Es war für mich ein schönes Jahr, denn während dieser Zeit wurde der kleine Grenzverkehr in die damalige CSSR (Tschechoslowakische Sozialistische Republik) eröffnet. In Lückendorf gab es an der Grenze ein riesiges Eisentor mit Stacheldraht, der damals abgebaut wurde. Das Tor blieb aber bestehen. Nach dieser Veränderung durfte man über Seifhennersdorf bis etwa 60 km in die CSSR fahren.

Nach dem Ausbildungsjahr wurde mir im März 1968 von der Sächsischen Landeskirche ein erster Wirkungsort zugewiesen. Mir war es gleich, wo ich zukünftig im Dienst sein sollte, ich war ja nicht verheiratet.

Ich wurde dem Superintendenten in Meißen unterstellt und wurde Ephoralvikar (Ephorie – Kirchenbezirk) mit Dienstsitz in der Gemeinde Gröbern-Großdobritz. Das Pfarrgut, in Gröbern war ein Vierseitenhof, auf dem ich allein lebte. Ich habe mich dort sehr einsam gefühlt und bin abends hin und wieder mit dem Motorrad nach Meißen gefahren. Etwa 70% der Bewohner des Dorfes waren Gemeindeglieder und ich kann sicher sagen, dass mir viele von ihnen sehr zugetan waren. Wenn ich von der Arbeit kam, standen mal Eier, Butter, Wurst oder andere kleine Überraschungen auf der Treppe.

Im Sommer kam aber eine Nachricht aus Neustadt, mein ehemaliger Pfarrherr war zum Superintendent in Aue ernannt worden und der zweite Pfarrer in Neustadt erhielt die erste Pfarrstelle. Folglich wurde in Neustadt ein neuer zweiter Pfarrer speziell für die Jugendarbeit gesucht. Ich wurde gefragt, ob ich Interesse an dieser Arbeit hätte, und ich nahm die Stelle an.

Meine Zeit als Pfarrer in Neustadt

1968 habe ich in Dresden das zweite kirchliche Examen absolviert, damit war meine Ausbildung zum Pfarrer abgeschlossen. Im Januar 1969 wurde ich dann ordiniert, das heißt zum Dienst in der Kirche übernommen und eingesegnet. Mit der Ordination verpflichtet sich die Kirche lebenslang für den Ordinierten zu sorgen. Deshalb gilt die lange Zeit des vorherigen Studiums (5 Jahre) und der kirchlichen Ausbildung mit praktischen Einsätze in Gemeinden als eine Zeit der Prüfung.

1968 hatte ich aber auch ein anders, für mich sehr denkwürdiges Erlebnis. Ich war mit Freunden in Urlaub an den Plattensee nach Ungarn gefahren. Bei unserer Rückreise haben wir den "Prager Frühling" hautnah miterlebt.

Die ersten Truppenverbände der damaligen Sowjetunion besetzten die damalige CSSR. Es war für mich ein schlimmes Erlebnis, als wir die sowjetischen Panzer auf dem Markt in Liberec sahen. Sie haben geschossen und wir sind in die Kolonnaden am Markt geflohen. Am nächsten Tag, als ich wieder in Neustadt war, rollten auf der Umgehungsstraße die Panzer in die CSSR hinein.

Meine Frau habe ich in Neustadt durch einen Studienfreund kennengelernt. Er suchte einen Herrn als Begleitung der Freundin seiner Braut bei seiner Hochzeit. Meine spätere Frau, die in Thalheim zu Hause war, arbeitete damals als Gebrauchswerberin (Dekorateurin) bei der Konsum Handelsorganisation. Sie dekorierte nicht nur Schaufenster. Ihr Aufgabengebiet umfasste auch das Gestalten von Plakaten und anderen Schriftzügen. Das kam mir sehr zu gute, weil sie mir dabei half, die Familiengottesdienste und die Schaukästen der Kirchengemeinde zu gestalten.

1970 haben wir geheiratet und meine Frau ist zu mir nach Neustadt gezogen. Zur Gemeinde in Neustadt gehörten damals fünf weitere Dörfer, in denen ich Bibelstunden und Gottesdienste abhielt.

Wir waren in dieser Zeit eigentlich nur unterwegs und haben nebenbei noch die Kirche selbst renoviert. Wir wussten nicht, wann wir die staatliche Zuweisung für Baumaterial, die wir angemeldet hatten, erhalten würden. Die Versorgung mit Material wurde mit der Zeit immer schwieriger und so haben wir vieles selbst (auch mit Hilfe von Gemeindemitgliedern) organisieren müssen.

In Neustadt habe ich auch Fußball gespielt. Dem Kombinatdirektor des Mähdrescherwerkes "Fortschritt" stand viel Geld zur Verfügung und wir bekamen als Bezirksklassemannschaft ein neues Stadion mit Flutlicht, Trainingsplatz, sozialen Einrichtungen und Sauna gebaut. Es war eine fantastische Zeit. Die Mannschaft von Dynamo Dresden kam teilweise zu uns, weil sie auf dem Rasenplatz ihres Stadions nicht trainieren durften. Dadurch habe ich viele Spieler der damaligen Dresdner Dynamo Mannschaft kennengelernt.

Auch die Neustädter Fußballer wollten in eine höhere Liga aufsteigen, so wurde mit Dynamo Dresden einen Kompromiss geschlossen. Morgens kamen die Dresdner mit Barkasbussen nach Neustadt und haben dann im Stadion am Vormittag und Nachmittag trainiert. Die Dynamo Spieler waren formal im Mähdrescherwerk angestellt, aber sie waren eigentlich Fußballprofis. Darüber durfte aber nicht offen gesprochen werden.

Ein Spieler von Dynamo Dresden hatte die Absicht bei einem Spiel der DDR-Fußballmannschaft in Südamerika ins westliche Ausland zu fliehen. Zwei Nationalspieler der DDR waren in diese Vorbereitungspläne einbezogen, sie wollten aber nicht selbst fliehen. Die Fluchtabsicht des Spielers wurde bemerkt und alle drei Spieler wurden dafür zur Rechenschaft gezogen. Der Spieler, der fliehen wollte wurde zu einer Haftstrafe verurteilt, die beiden anderen Spieler durften nur noch bis zur Bezirksliga spielen. Einer wurde dann Mitglied des Vereins in Neustadt. Er trug wesentlich dazu bei, dass "Fortschritt" Neustadt in die 2. Liga der DDR aufstieg. Dort durfte er aber aufgrund des Vorfalls nicht mehr mitspielen.

Pfarrer in Thum

Das Arbeiten und Wohnen meiner Familie in Neustadt, inzwischen war ich Vater von zwei Jungen geworden, brachte eine endlose Fahrerei zwischen unserem Wohnort und den Wohnorten meiner Eltern in Hainichen und meiner Schwiegereltern in Thalheim mit sich.

So bewarb ich mich 1974 im Landeskirchenamt um die vakante (freie) Pfarrstelle in Thum. Es gab insgesamt sechs Bewerbungen für diese Stelle und das Landeskirchenamt schlug der Kirche in Thum

drei Kandidaten vor. Ich war einer dieser drei Ausgewählten. Es folgte die übliche Vorstellung im Gottesdienst und ein Gespräch mit dem Kirchenvorstand. Nachdem ich gewählt worden bin, war ich 18 Jahre in der Gemeinde in Thum tätig und es war für unsere Familie und mich eine sehr schöne Zeit.

Thum ist eine kleine Stadt und man kannte nahezu jeden einzelnen Einwohner. Auch kannte ich durch den Sport (bis zu meinem 36. Lebensjahr habe ich bei Lok Thum Fußball gespielt) viele, die nicht Mitglieder der Kirchgemeinde waren. Nach meinem Amtsantritt in Thum habe ich mich beim Schuldirektor und beim Bürgermeister vorgestellt.

Das Gespräch mit dem Bürgermeister war ein interessantes Gespräch. Er saß an seinem großen Schreibtisch und hielt mir 20 Minuten einen politischen Vortrag. Es war die Zeit des Wettrüstens zwischen Ost und West, beide Lager begannen Raketen aufzustellen. Die sowjetischen Raketen wurden als Friedensraketen angesehen und die westlichen Raketen als Kriegsraketen. Die Sowjetunion wurde als friedliebend dargestellt, die westlichen Staaten hingegen als Kriegstreiber.

Das habe ich mir die 20 Minuten angehört, dann habe ich gesagt, dass ich das nicht so sehe und dass ich froh wäre, dass der Westen auch Raketen aufstellt, weil dadurch das militärische Gleichgewicht vorhanden wäre und so keine der beiden Seiten die Raketen einsetzen würde, weil die Gegenseite die gleichen Möglichkeiten hätte.

An dieser Stelle hat er mich unterbrochen und sagte: "Herr Pfarrer, Sie wissen wohl nicht, wer in unserem Staat die Macht hat." Darauf habe ich ihm geantwortet, dass, wenn er mit mir die Machtfrage diskutieren wolle, das Gespräch für mich beendet ist. Das war das erste Gespräch mit meinem Bürgermeister.

Im Laufe der Jahre haben wir uns dann doch gegenseitig geachtet und respektiert. Er rief manchmal bei mir an und sagte, dass er ein Problem habe und es gern mit mir besprechen würde, er würde deshalb auch gern zu mir kommen, weil wir da ungestörter wären. Dann saßen wir im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee und haben miteinander diskutiert. Das Stattfinden dieser Gespräche wurde auch in meinen Akten bei der Staatssicherheit vermerkt.

Zwei bis drei Mal im Jahr erhielt ich Besuch von dem beim Rat des Kreises verantwortlichen Genossen für Kirchenfragen. Er kam bei seinen Besuchen immer zusammen mit dem Bürgermeister und er hatte stets seine Aktentasche dabei, die er nie auf dem Flur stehen ließ. Sie enthielt wohl ein Tonband Aufnahmegerät.

In einem seiner Berichte steht, dass er den Eindruck habe, dass der Bürgermeister und der Pfarrer sich sehr gut verstehen. Auch hat er vermerkt, dass die Frau des Pfarrers zum Gespräch dazu kam und für den Bürgermeister extra einen Schnaps kalt gestellt hatte. Die Tatsache, dass meine Frau einen Schnaps für den Bürgermeister ausschenken wollte, war für ihn eine Begründung seiner Vermutung.

Reisen in den Westen Deutschlands und nach Ungarn

Ich war als Pfarrer in Thum und auch noch als Jugendpfarrer für den Kirchenbezirk Annaberg verantwortlich.

Durch die Jugendarbeit hatte ich auch die Gelegenheit nach Westdeutschland zu fahren.

1986 führte mich meine erste Reise nach Josefstal am Schliersee zur Tagung der bayerischen Jugendarbeit. Für die Beantragung meiner Ausreise musste ich einen „Lügenbrief“ an den Staatssekretär für Kirchenfragen verfassen und begründen, weshalb nur ich dafür in Frage käme.

Im Januar 1986 sollte die Tagung dann stattfinden. Drei Tage zuvor hatte ich noch keine Nachricht zur Genehmigung meiner Reise bekommen. Ich rief dann bei meinem Landesjugendpfarrer in Dresden an, er sagten mir, dass die Genehmigung über den Bund der Evangelischen Kirchen in Berlin läuft und dass sie mich sofort informieren würden, wenn der Reisepass vorliegt.

In der Stadt begegnete ich zufällig dem Mann für Kirchenfragen vom Kreis, von dem man später wusste, dass er Staatssicherheits-Offizier war. Er sagte mir, dass ich ja nach Westdeutschland fahren wolle und die Reise befürwortet worden wäre. Am nächsten Tag erhielt ich vom Bund der Evangelischen Kirchen einen Anruf, dass meine Ausreisepapiere abholbereit sind. Es war ein Donnerstag und ich musste sie bis Mittag des nächsten Tages in Berlin abholen.

Ich bin also am Freitag früh mit dem ersten Zug nach Berlin gefahren, bekam meinen Dienstreisepass und musste meinen DDR-Pass abgeben. Weiterhin erhielt ich eine Bescheinigung, dass ich eine Fahrkarte kaufen durfte und wurde ermahnt, Westmedien keine Interviews zu geben. Als Reisespesen für eine Woche durfte ich noch 15 DDR-Mark in 15 West-Mark umtauschen.

Am Samstag wurde ich in Josefstal erwartet, also fuhr ich noch am selben Tag zurück nach Karl-Marx-Stadt, um mir dort am Auslandsfahrkartenschalter eine Fahrkarte zu kaufen. Die Dame nahm meine Unterlagen in Empfang, kam nach einer Weile wieder zurück und sagte, dass sie mir keine Fahrkarte verkaufen darf, weil die Bescheinigung nicht auf den richtigen Grenzübergang ausgestellt wäre. Die direkte Bahnverbindung von Karl-Marx-Stadt in die Bundesrepublik lief über Gutenfürst, in meinen Unterlagen stand aber als Grenzübergang "Probstzella". Deshalb durfte sie mir keine Fahrkarte verkaufen. Ich sollte mir neue Unterlagen ausstellen lassen, dazu war die Zeit aber inzwischen viel zu kurz. Dies habe ich meinem Landesjugendpfarrer in Dresden mitgeteilt.

Abends um 23 Uhr bekam ich einen Anruf von ihm, er fragte mich, ob ich Tipp-Ex und eine Schreibmaschine zu Hause habe. Als ich das bejahte schlug er mir vor, den Ort für den Grenzübergang zu ändern, das tat ich dann auch. Am nächsten Tag ging ich wieder in Karl-Marx-Stadt zum Schalter. Zu meiner Frau hatte ich vorher gesagt "Entweder ich bin in zwei Stunden wieder zu Hause oder ich bin unterwegs nach Bayern".

Als ich zum Auslandsfahrkartenschalter kam, hatte eine andere Bahnangestellte Dienst. Sie warf einen Blick auf das Formular und sagte "Ach, das ist wohl geändert worden". Da musste ich ja nicht mal lügen, sondern sagte nur "Ja" und ich erhielt meine Fahrkarte.

Die Atmosphäre und der Geruch auf dem Bahnhof in Karl-Marx-Stadt war schrecklich und ich bin in den Zug eingestiegen. Bis Plauen Oberer Bahnhof konnte jeder reisen. Dann mussten alle Reisenden, die keinen Reisepass hatten, aussteigen und der Zug fuhr bis Gutenfürst. Es war Winter und ich saß ganz allein im Abteil, alle anderen Mitreisenden waren ausgestiegen. Der Zug fuhr in Gutenfürst ein, ich sah Grenzbeamte, alle in weißer Winteruniform und mit Hunden, Stacheldraht und einen Wachturm, der mit einem auf den Zug gerichteten MG bestückt war.

Dann begannen die verschiedenen Kontrollen. Zuerst erfolgte die Dokumenten/Passkontrolle, dann die Zollkontrolle, anschließend kamen Grenzsoldaten mit Leitern, die geschaut haben, ob nichts in den Gepäckfächern und im Dach des Abteils versteckt war. Zuletzt gingen nochmals Grenzsoldaten mit Hunden durch den Zug. Der Zug stand 45 Minuten in diesem Bahnhof.

Schließlich fuhr er weiter und der Stacheldraht hörte auf. Wir fuhren in eine Waldschneise hinein, die ersten Dörfer erschienen. Sie waren farbenfroh im Gegensatz zu unseren grauen Dörfern in der DDR. Es war richtig schön.

In Nürnberg stieg ich aus, dort musste ich zum Kirchenamt. Es war ein Samstagnachmittag, der Geruch und das gesamte Fluidum im Bahnhofsgebäude war fantastisch im Gegensatz zu dem in Karl-Marx-Stadt, es gab Obst- und Gemüsestände und Einkaufsläden, die alle geöffnet waren.

Die Tagung in Josefstal war für mich sehr interessant und angenehm. Es kam ein Reporter von der Presse und wollte mich interviewen, aber ich hatte die Auflage bekommen, dass ich keine Interviews geben durfte.

Von der Tagung hatte ich ein paar Unterlagen mitbekommen, unter anderem ein Buch mit dem Titel „Wenn Mauern fallen“. Bei der Rückreise wurde ich natürlich überprüft und befragt, ob ich Literatur bei mir hätte. Ich sagte, dass ich Fachliteratur mit habe. Die musste ich vorzeigen und sie wurde von den Zollbeamten kontrolliert. Sie schauten auch das Buch an, und ich sagte, dass es ein theologisches Buch ist und keinen politischen Hintergrund habe. Ich bekam es wieder zurück.

Später beantragte ich anlässlich der Konfirmation meiner Patentochter eine Genehmigung für eine Reise in die Bundesrepublik. Ich wurde vorgeladen und musste erklären, weshalb ich nach Westdeutschland reisen möchte. Es gab klare Regelungen für welche Anlässe eine solche Reise genehmigt werden konnte, zum Beispiel Besuche zu goldenen Hochzeiten und bei Hochzeiten oder Sterbefällen von Eltern oder Geschwistern, aber nicht für Konfirmationen.

Darüber wurde ich erst einmal belehrt, dann wurde ich in einem Raum geführt, der von innen nicht zu öffnen war, er war nur mit Sitzgelegenheiten und einem Telefon ausgestattet. Plötzlich öffnete sich eine Tür und ein Mitarbeiter des Ministeriums für Inneres kam herein. Er nahm den Telefonhörer ab und legte ihn neben das Telefon. Ich sagte, dass ich zur Kenntnis nehme, dass ich aus besagten Gründen die DDR nicht für drei Tage verlassen dürfte und sich die Angelegenheit für mich erledigt hat und ging. Das war im Jahr 1987.

Ein Jahr später erhielt ich wieder eine Dienstreise nach Hannover zur Einführung des dortigen Landesjugendpfarrers. Die Rückreise führte mich zusammen mit einem Kollegen über den Bahnhof Berlin-Friedrichstraße, den offiziellen Grenzübergang von Ost- nach Westberlin. Dort fanden

dramatische Verabschiedungen zwischen Menschen aus Ost- und Westdeutschland statt, deshalb wurde dieser Bahnhof im Volksmund der DDR Bürger "Tränentempel" genannt. Die Westberliner durften mit einem Tagesvisum, das sie kaufen konnten, für einen Tag nach Ostberlin fahren, sie mussten aber bis 24 Uhr im Westteil der Stadt zurück sein.

Zum Bahnsteig führte ein schmaler Gang mit Fenstern. Auf dem Boden des Bahnsteigs war ein weißer Strich mit dem Vermerk gezeichnet, dass Bürger den weißen Strich nicht überschreiten dürfen. Dies wurde strengstens von Grenzsoldaten mit Gewehren und Hunden bewacht.

Als mein großer Bruder seine Silberhochzeit feierte und ich einen Antrag stellte ihn zu besuchen, traf ich wieder auf den Mann, der mir vorher die Ausreise zur Konfirmation meines Patenkindes verweigert hatte. Dieses Mal fragte er mich, ob ich nicht meine Frau mitnehmen möchte. Ich war verblüfft und sagte "Ja".

Von der Jugendarbeit des Kirchenbezirkes Annaberg haben wir zu DDR-Zeiten jährlich im Sommer zwei Jugendrüstzeiten am Plattensee organisiert. Die eine Hälfte der Teilnehmer bestand aus Jugendlichen unseres Kirchenbezirks, die andere Hälfte kam vom CVJM (Christlicher Verein junger Menschen) aus Ludwigsburg, mit dem wir eine Partnerschaft hatten. Eine dieser Freizeiten habe ich zusammen mit meiner Frau geleitet.

Wir wurden im Ausland sehr intensiv überwacht. Eines Tages lag eine Familie mit zwei Kindern neben uns am Plattensee, die uns fotografierte. Meine Frau ging hin zu dieser Familie und fragte, warum sie uns fotografierten. Sie bekam zur Antwort, dass sie nicht uns fotografierten, sondern den Plattensee. Meine Frau hat sie darauf hingewiesen, dass der Plattensee in der anderen Richtung lag.

Immer wenn wir an einen DDR-Grenzübergang kamen, wurden wir besonders kontrolliert. Ich besaß damals einen Trabant Kombi, den ich vom CVJM in Ludwigsburg über die Handelsorganisation "Genex" erhalten hatte. Auf diesem Weg konnte man mit "Westgeld" spezielle Dinge ohne vorherige Wartezeiten beziehen.

Bei einer Rückkehr von einer Rüstzeit in Ungarn über die Grenze zur DDR wurde von den Zollbeamten aus meinem Reisegepäck Seife und eine Sportzeitschrift einbehalten. Die Seife bekam ich zurück, die Sportzeitschrift trotz meiner Einwende jedoch nicht, sie stehe nicht auf der Postzeitungsliste der DDR, wurde mir gesagt.

Die Zeit der Wende

Im Herbst 1989 spürte man bereits, dass die Bevölkerung in der DDR immer unzufriedener mit der Politik der Regierung wurde. Mit dem Ruf „Wir sind das Volk“ meldeten sich im Herbst 1989 Woche für Woche Hunderttausende DDR-Bürger im ganzen Land zu Wort und protestierten gegen die politischen Verhältnisse. Man konnte bereits ahnen, dass es bald zu einer politischen Wende kommen musste.

Am letzten Jahrestag der DDR war ich in Thum zu einer Festveranstaltung eingeladen. Dort trat unter anderem auch ein Kabarettist auf, der sich mit Wortspielen zur SED und der DDR-Regierung heraus

wagte. Die Gäste in den hinteren Reihen (Ärzte, Handwerker, etc.) haben köstlich gelacht. Die Gäste in den vorderen Reihen, vorwiegend Funktionäre, eher weniger. Der Kabarettist sprach sie darauf direkt an und sagte ihnen, dass sie auch gern lachen dürften.

Am 9. November 1989 kam ich abends erst spät von einer Gemeindeveranstaltung nach Hause, da sagt meine Frau mir, dass es im "Westfernsehen", das wir in Thum zum Glück empfangen konnten, eine Mitteilung gab, dass die Berliner Mauer geöffnet wird. Wir haben die ganze Nacht ferngesehen. Die Öffnung der Berliner Mauer war für mich ein ganz bewegendes Ereignis, weil ich als junger Mensch den Bau der Mauer hautnah miterlebt hatte und diese Bilder waren noch immer in meinem Kopf.

Unter Beobachtung durch die Staatssicherheit

Nach der Wendezeit erfuhr ich, dass von der Staatssicherheit der DDR geplant war, Internierungslager einzurichten. Es gab bereits geheime Listen, welche Personen im Ernstfall interniert werden sollten und wer diese abholen sollte und in welches Lager die zu internierenden eingeliefert werden sollten. Mein Name stand auf einer dieser Internierungslisten. Ich wäre, wie auch mein Superintendent in Annaberg, nach Augustusburg zur Internierung gekommen. In den Unterlagen standen auch die Namen der zwei Personen, die mich mit Hund abholen sollten. Weiterhin war sogar die Anzahl der bei der Festnahme mitzuführenden Schuss Munitio n verzeichnet.

Diese Fakten zu lesen war für mich schrecklich und sehr frustrierend. Die Pläne zum Aufbau solcher Lager und die bereits vorhandenen Unterlagen mit den Namen der zu internierenden Personen haben auch die größten Regimekritiker der DDR nicht vermutet.

Meine Akte der Staatssicherheit beinhaltet 500 Seiten und es gab fünfzehn Inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit, die als Spitzel auf mich als Pfarrer angesetzt waren. Im Kirchenvorstand in Thum saßen ebenfalls zwei Spitzel. Zu einem von ihnen hatte ich ein sehr gutes Verhältnis, er war ein sehr guter Protokollant im Kirchenvorstand. Er hat sich mir bei einem Besuch bei ihm anvertraut und gesagt, dass er bei der "Firma" ist. Ich konnte mit dem Begriff erst nichts anfangen und dachte, dass er damit seine Firma meinte, bei der er Betriebsleiter ist. Dann sagte er, dass er Informant der Staatssicherheit ist. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen ist. Er erklärte mir, dass er ganz blöd in diese Sache hineingerutscht sei.

Ihm gehörte früher ein Privatbetrieb, dann wurde sein Betrieb verstaatlicht und er durfte als Betriebsleiter weiter dort arbeiten. Man hatte ihn nach einiger Zeit zusammen mit einem anderen Kollegen zur Hilfe beim Aufbau eines Textilbetriebes ein halbes Jahr nach Saudi-Arabien geschickt. Die beiden Männer haben sich sehr gut verstanden.

Sein Kollege sagte ihm bei einem Gespräch, dass er schon einmal in Saudi-Arabien war und dass man sehr preisgünstig Gold kaufen kann. Er ließ sich überreden, einen Koffer mit doppeltem Boden zu kaufen und Gold in die DDR zu transportieren. Die private Einfuhr größerer Mengen Gold in die DDR

war nicht erlaubt. Bei der Rückreise konnte der Kollege bei der Zollkontrolle am Flughafen in Berlin-Schönefeld ohne Probleme passieren. Er aber wurde kontrolliert und das Gold wurde gefunden. Er konnte sich zwischen fünf Jahren Gefängnis oder der Mitarbeit bei der Staatssicherheit entscheiden.

Er erklärte mir bei unserem Gespräch, dass er speziell zu den Sitzungen unseres Kirchenvorstandes nicht komme, bei denen es etwas politisch Brisantes zu besprechen gäbe. Er befürchtete, dass sein Bericht über unsere Beratung für mich zu günstig ausfallen würde und der des zweiten Spitzels völlig anders aussehen würde. Von da an wusste ich, dass es noch einen zweiten Spitzel in unserem Kirchenvorstand gab, der nach 1990 auch entdeckt wurde.

Ich habe sofort nach 1990 den Antrag auf Einsicht meiner Akte bei der Staatssicherheit gestellt. 1993 durfte ich die Akte dann in Chemnitz einsehen. Ich wusste, wenn man die Kopien zur Einsicht bekommt, würden die tatsächlichen Namen in der Akte geschwärzt sein, nur die Decknamen von Personen waren ersichtlich. Um später eine Zuordnung zu den tatsächlichen Namen vornehmen zu können, habe ich mir unerlaubter Weise die Seitennummern der Akte und die darauf vorgefundenen Namen aufgeschrieben.

Die Zeit als Superintendent in Stollberg

1992 wurde ich ins Landeskirchenamt nach Dresden bestellt und sollte zu diesem Gespräch auch meine Frau mitbringen. Mir war sofort klar, dass es ein wichtiges Gespräch sein würde.

Ich schaute mir die nicht besetzten Stellen für Superintendanten an und entdeckte eine freie Stelle in Zittau. Ich sagte zu meiner Frau: "Das kommt nicht in Frage, wir fühlen uns wohl in Thum und bleiben hier." Ich hatte mich aber geirrt und mir wurde die Stelle in Stollberg angeboten.

Es wurde jemand gesucht, der ein wenig ausgleicht. Der Vorgänger war an der 10 Jahresüberprüfung gescheitert und konnte sein Amt nicht länger ausüben. Ich bekam vierzehn Tage Bedenkzeit, mir wurde aber auch gleich gesagt, dass man eine Ablehnung nicht akzeptieren würde. Ich habe mit mir gerungen und Freunde zu Rate gezogen, schließlich habe ich die Stelle angenommen. Es folgte der übliche Ablauf. Ich musste einen theologischen Vortrag vor der Pfarrerschaft und der Bezirkssynode und einen Gottesdienst in Stollberg halten und in einem Gespräch mit dem Kirchenvorstand Fragen beantworten. Da alle mit einer Anstellung von mir als Superintendent einverstanden waren, wurde ich vom Ev.-Luth. Landeskirchenamt als Superintendent nach Stollberg berufen.

Am 01.05.1992 fand der Gottesdienst statt, in dem ich als Superintendent im Kirchenbezirk eingeführt wurde. Als Superintendent hat man die Aufsicht über den Kirchenbezirk, ist der erste Theologe, visitiert (besucht) die Gemeinden und kontrolliert aber auch viele andere Vorgänge im Kirchenbezirk. Die Leitung des Kirchenbezirks erfolgt in Zusammenarbeit zwischen dem Kirchenjuristen und dem Superintendenten. Der Kirchenjurist hat seinen Dienstsitz in Chemnitz und wir beide haben nach dem Vier-Augen-Prinzip alle Entscheidungen gemeinsam getroffen.

Zu meinen Aufgaben gehörte auch die Aufsicht über die Pfarrer (Ortsabwesenheit, Urlaub, etc.). Wann immer ein Problem auftrat, haben sich die Mitarbeiter an mich gewandt. Als Superintendent

hatte ich auch die jungen Pfarrer zu ordinieren und in den Dienst einzuführen. Normalerweise ist dies in anderen Landeskirchen eine bischöfliche Aufgabe, aber in Sachsen hatten die Superintendenten eine Sonderstellung mit umfangreicheren Befugnissen und Aufgaben.

Ich war bis zum Jahr 2007 in Stollberg als Superintendent tätig. In dem Monat, in dem man 65 Jahre alt wird, wird man in den Ruhestand versetzt. Als i.R. , manche bezeichnen dies anstatt „im Ruhestand“ als „in Reichweite“ oder „im Rennen“, muss man nicht mehr Dienst tun, aber man darf es. Das mit der Ordination verliehene Recht bleibt ein Leben lang bestehen.

Teilweise übernehme ich noch Dienste in Gemeinden im Kirchenbezirk, wie zum Beispiel bei Gottesdiensten, Gemeindegruppen, Taufen, Hochzeiten und deren Gedenken.

Kommunalpolitisches Engagement:

von 1990 bis 1992 Stadtrat in Thum

von 2004 bis 2007 Stadtrat und stellvertretender Bürgermeister in Stollberg

von 2009 bis 2014 Stadtrat und stellvertretender Bürgermeister in Thalheim

von 2008 an Kreisrat im Erzgebirgskreis

Änderungen auf Mail-Hinweis vom 11.01.2016 von Herrn Schädlich eingefügt und Korrektur gelesen.

Thomas Walther